

Domprediger Thomas C. Müller (TCM)
Domprediger Michael Kösling (MK)
Dompredigerin Petra Zimmermann (PZ)

SONNTAG EXAUDI 2017
ABSCHLUSSGOTTESDIENST DES KIRCHENTAGES

TCM :

Du siehst mich nicht.
Jedenfalls nicht, wenn Du bloß nach vorne schaust,
immer in die gleiche Richtung,
immer geradeaus,
zielorientiert und effizient,
voll „auf das Eine“ fokussiert,
wie es das Ideal unserer Zeit will.
Manchmal musst du dich schon umdrehen,
nach links und rechts,
um etwas Anderes in den Blick zu bekommen,
etwas, was du nicht schon immer gesehen, gedacht und gewusst hast.
Manchmal musst du schauen,
was sich am Wegrand befindet,
musst anhalten und in die Knie gehen,
um genauer hinzuschauen,
musst hinter dich schauen,
um die in den Blick zu bekommen,
die nicht so schnell sind.

Liebe Kirchentagsgemeinde hier im Berliner Dom,
vier Tage haben wir nun versucht den Blick zu weiten und uns umzuschauen. Wir sind Menschen
begegnet, denen wir vielleicht sonst nie begegnet wären. Wir haben Meinungen gehört aus Richtungen,
denen wir uns eher selten zuwenden. Wir sind aus uns herausgegangen und wir sind in uns
hineingegangen. Und vielleicht haben wir dabei eine Ahnung davon bekommen, von wie vielen Menschen
wir umgeben sind, die auch die großen Fragen stellen: nach Gott, nach seinen Spuren der Liebe in einer
konfliktreichen Welt, und nach dem, was wir tun können. Schaut euch um, seht euch ins Gesicht, ihr
seid nicht allein.

MK:

Das Sehen. Das ist ja die unmittelbarste Form, miteinander in eine Beziehung zu treten, mit einem
Menschen, einem Tier, einer Sache, einer Landschaft. In einem Augenblick fällt eine ganze Welt in uns,
auf den Grund unserer Herzen, bewegt und berührt uns, entfacht eine Liebe manchmal auf den ersten
Blick. Eine gewaltige Gefühlseruption kann ein einziger Blick auslösen. Was wie versteinert war, wird
gelöst, gelockert und aufgebrochen. Ein Blick eröffnet Zukunft: Du bist ein Gott, der mich sieht. Der dich
ansieht mit einem strahlenden, gütigen, liebevollen und entgegenkommenden Blick. Es ist der Blick, der
auf uns ruht. Ein langer Blick. Kennen Sie den klugen Hans? Der Kluge Hans, vor über 120 Jahren geboren,
war ein Pferd, ein Hengst von der Rasse der Orlov-Traber. Stellte man dem Klugen Hans zum Beispiel eine
Aufgabe wie folgende: Was macht 5+3, nickte das stolze Pferd oder klopfte mit den Hufen deutlich: acht
Mal. Der Kluge Hans konnte rechnen. Wie soll denn das gehen? So fragten sich auch schon damals

ungläubig die Menschen und setzten, wie sie es wahrscheinlich heute auch tun würden, eine Expertenkommission ein. Diese kam zu einem interessanten wie gleichfalls ernüchternden Ergebnis: Der kluge Hans konnte nicht rechnen. Aber er konnte genau hinsehen. Das Pferd erkannte an den staunend Umstehenden die feinsten Nuancen zum Beispiel die kleinste Veränderung der Gesichtsausdrücke, das minimale Weiten der Augen, vielleicht ein gespanntes Nesteln der Finger am Hosenbund. Solche Sachen. Er deutete die Körpersprache der Menschen und vor dem vermeintlich letzten Hufschlag registrierte er bei der Menge jeweils eine dieser für Menschen längst unsichtbaren Anspannungen. Dann hörte er auf zu klopfen und hatte das richtige Ergebnis. Die Menge entspannte sich. Die wahre Botschaft, ein Geheimnis, den Kern verrät nicht allein das gesprochene Wort. Für Protestanten ist das zuweilen eine ernüchternde Erkenntnis. Uns verrät eigentlich unsere Körpersprache. Mimik und Gestik. Unbewusste Regungen: der Anflug eines Stirnkräuselns, das Hochziehen einer Augenbraue. Der Blick. Kann es sein, dass wir im Unterschied zum Klugen Hans das richtige Sehen verlernt haben? Überhaupt den langen Blick? Ausdauernd. Geduldig. Gütig. Gleichsam Nachsehend. Dabei beginnt doch unsere Geschichte und alles was ist, mit dem Wort und dem Blick. Gott sprach es werde Licht und Gott sah, dass es gut war. Er sah, als er dann den Menschen nach seinem Bilde schuf und alles ansah, was er gemacht hatte, dass es sogar sehr gut war. Du bist ein Gott, der mich ansieht. Mit dem Ansehen beginnt alles. Mit dem Aneinander Vorbeisehen endet alles. Wir wären, um im Bild vom Klugen Hans zu bleiben, nicht zum Lösen der einfachsten Aufgabe in der Lage. Wie versteinert wäre uns die Welt. Wir wären einander Steine. Weder würden wir uns, jemanden anderes, oder sogar Gott erkennen, übten wir uns nicht wieder in der Geduld des Blickes. Gott schuf uns ja als sein Bild. Ein tiefes Geheimnis, mit viel Schatten und viel Licht. Das Erkennen Gottes, das Sehen seines Antlitzes in seiner Schöpfung, das einander Erkennen, verlangt den gewaltlosen, ausdauernden Blick, der auf dem Fremden ruht, es wirken, einwirken lässt, ihm Aufmerksamkeit schenkt. Im Sehen werden wir Menschen nach seinem Bilde.

PZ:

Gut, gut. Der Blick, das Sehen. Das Bild. Auch die evangelische Kirche möchte gerne sinnlicher werden. Möchte Anschauung und Gesten und Rituale zurückgewinnen. Ja, wir bemühen uns redlich. Vielleicht fällt das leichter hier im Dom, wo die Augen soviel zu sehen bekommen. Schauen Sie sich um. Goldglanz und Himmelslicht, Geschichten der Bibel auf Glas gemalt und in Stein gemeißelt. Dazu die Gestalt gewordenen Männer der Reformationsgeschichte, vor pausbäckigem Puttengeschwader. Da hat der katholische Baumeister Julius Carl Raschdorff nichts ausgelassen, um die Sinne anzuregen und den Glauben ins Bild zu setzen. Willkommen in der neobarocken Schatzkammer des Protestantismus. Und doch: Mancher spürt auch die Verführung, die im Sehen liegt. „Das Bild lehrt lügen!“ heißt es beim Propheten Habakuk. Ein wichtiges Wort in unserer Zeit. Wie schnell lässt sich das Auge überrumpeln und über’Trump’eln von all den gefakten und überschnittenen und in rasender Geschwindigkeit wechselnden Bildern. Bilder sind mehrdeutig. Blicke können täuschen. Und das, was ich zu sehen meine, hängt ab von der Perspektive, die ich einnehme.

Ich sehe was, was du nicht siehst und das ist rot. Wir spielten es als Kinder mit Ausdauer. Es war Abend geworden, ein Sommerabend, an dem wir schon längst hätten im Bett liegen sollen. Aber draußen war es noch hell und die Sonne stand tief links am Horizont. „Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist rot!“ Ich beugte mich am offenen Fenster vor, um den Vorgarten genau abzusuchen. „Der Eimer im Sandkasten!“ „Nein!“ sagte Doris zufrieden. „Die Klinke vom Gartentor“, ich zeigte auf die letzten Reste der abgeblätterten roten Farbe. „Nein!“ „Die Wolke ganz rechts.“ „Nein, nein, gewonnen!“ schrie Doris triumphierend. Nach drei Fragen war Schluss. „Da ist überhaupt nichts Rotes“, sagte ich entrüstet. „Doooch!“ Sie zeigte auf den Fensterrahmen im Haus gegenüber. „Quatsch! Der ist doch weiß!“ entgegnete ich entschieden, „der ist jetzt nur rot, weil die Sonne so darauf scheint.“ „Aber jetzt ist er rot!“ Doris

blieb dabei, und nach einigem hin und her gab ich mich grummelnd geschlagen. Ja, sie hatte recht. Jetzt, in diesem Moment, im Schein der Abendsonne, war er ganz rot.

Lied: Du bist ein Gott, der mich anschaut

TCM:

„Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist rot.“ In welchen Farben siehst du dein Leben heute? In welches Licht ist es getaucht? Sind es eher die hellen Farben, Grün und Gelb und helles Blau? Oder sind es die gedämpften Töne? Ich muss zugeben: Wenn ich heute in die Welt da draußen blicke, dann sehe ich vieles in die Alarm-Farbe Rot getaucht. Da ist so vieles, über das man sich doch Sorgen machen kann. Wir merken in den letzten Monaten: Alles könnte viel schneller in die falsche Richtung kippen, als man es gedacht hätte: von der politischen Situation in etlichen Ländern bis hin zum Klimawandel. Es scheint alles viel unsicherer geworden zu sein. Ein Gefühl der Angst schleicht sich in unser Bewusstsein und prägt oft unbewusst unser Handeln. Wenn ich heute auf das Schicksal vieler Menschen blicke, sehe ich es in tiefdunkle Farben getaucht. Menschen stehen im Schatten und verschwinden sogar im Finstern. Die Menschen, die seit Jahren den Krieg in Syrien erleiden. Soviel Tote durch Terror. Die Flüchtlinge, die ihr bisheriges Leben verloren haben und nicht wissen, ob sie jemals wieder einen Lebensort haben werden. Millionen hungern wieder, in weiten Teilen Afrikas, im von Gewalt gezeichneten Jemen. Ich sehe was, was du auch sehen kannst, und das ist schwarz. Ist das alles, was wir sehen? Ist das die Sicht auf die Dinge? Der Beter des Psalm 139 betete: „Spräche ich: Finsternis möge mich decken und Nacht statt Licht um mich sein, so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir und die Nacht leuchtete wie der Tag. Finsternis ist wie das Licht.“ Der Beter war sich sicher: Von Gott her fällt auf diese Welt ein anderes Licht. Egal, wie dunkel etwas auch erscheinen mag. Und vielleicht geht es darum: nicht wie gelähmt auf die Dunkelheit zu starren, sondern immer wieder die Lichtspuren Gottes zu erkennen; den Hoffnungszeichen zu folgen, die uns daran glauben lassen, dass es nicht immer dunkler werden muss. Dann erkenne ich in einer brenzligen politischen Situation die Chance, sich selbst wirklich einzusetzen, sich zu engagieren. So bekomme ich plötzlich einen Blick für all die, die sich auch einsetzen und die die hellen Farben des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung in sich tragen. Dann erkenne ich am Schicksal der Flüchtlinge, wie viele Menschen sich trotz Populismus mit freundlichem Gemüt dafür einsetzen, dass Menschen sich beheimaten können. Dann sehe ich in jedem Toten, der sein Leben in sinnlosen Kriegen verlor, ein Kind Gottes, das eine Zukunft hat und im Licht auf Gottes neue Welt wartet und uns dazu verpflichtet, den Frieden zu suchen. Vielleicht ist das ein gutes Glaubens-Übung in schwierigen Zeiten: Ich sehe was, was du nicht siehst ... und das ist so grün, wie die Schönheit der Schöpfung Gottes, so blau, wie der Himmel und die Weite der Hoffnung und so rot, wie der Ernst und die Hingabe seiner Liebe. Siehst du es nicht? Ja, jetzt, in diesem Moment? Aber ich sehe schon ..., mein Mitbruder da drüben kräuselt die Stirn und schüttelt den Kopf.

MK:

Nein! Ganz entschieden: Nein. Oder einfach mal trotzig: Nö! Das ist doch religiöses Photoshopping. Ein Griff in den Werkzeugkasten frommer Weltbearbeitung. Das kennen Sie doch auch, ein Klick auf das Zauberstabsymbol und schon sieht alles freundlicher, heller, kontrastreicher aus. So kann man's dann verschicken. Und am Ende bin ich selbst erstaunt, wie schön das da war. Für den Moment. Das Bild lehrt Lügen. Und ein weißer Fensterrahmen ist ein weißer Fensterrahmen ist ein weißer Fensterrahmen. Die Schöpfung schrumpft. Ein totes Kind bleibt es. Und das Blau des Himmels ist das Streulicht der Sonne. So ist das nämlich. Und die Farbe meines Lebens wechselt so oft, wie mein Profilbild auf facebook oder whatsapp. Snapchat löscht mich nach 10 Sekunden. Wann ist die Welt denn mal kein Bild, sondern ungefiltert und echt? Wann bin ich es? Wem traue ich denn diesen Blick zu, der die Patina meines Lebens abkratzt. Die gute Miene zum bösen Spiel. Die Kraftmeierei. Den Optimismus zum Zweck. Und der was

dann freilegt? Und vor allem: der diesen Blick dann auch aushält. Warum muss denn die Verletzlichkeit der Welt, ihr Bluten und Sterben am Ende noch immer gewendet werden in Hoffnungsbilder, die von der nächsten Eilmeldung aus dem Irak, Paris, dem Jemen oder Manchester zerstoßen werden, nur, um sich wieder neu über das Grauen und das Leid zu legen, es zu glätten und sei es aus heiligem Trotz?

PZ:

Heiliger Trotz! Ja, aber das ist es doch! Wir leben davon, dass wir den Bildern des Todes etwas entgegensetzen. Nicht aus eigener Kraft, nicht als religiöses Photoshopping, nicht, weil wir etwas glätten wollen. Sondern weil wir daran festhalten, dass der Ursprung der Welt Güte ist. Ein Gott, der unser Leben will. Ein Gott, der uns sieht. Diese Hoffnung entsteht nicht durch Argumente. Die Hoffnung braucht Lieder, Bilder, Erzählungen. So wie die von der Sklavin Hagar, gedemütigt, ausgebeutet, auf der Flucht. Zu ihr spricht Gott und gibt ihr damit Ansehen. So wie der blinde Bartimäus am Wegesrand, weggedrängt von der Menge, zum Schweigen genötigt, aber Jesus hört seinen Schrei und sieht seine Not und macht ihn sehend. Viele Geschichten der Bibel sind Geschichten eines heiligen Trotzes. Hoffnungsbilder eines Lebens, wie es auch sein kann. Sehnsuchtsbilder, die unseren Blick hinüberziehen, bis ins Land des Gelingens.

Es ist leicht, die Wirklichkeit zu betrachten und sich der Melancholie oder dem Zynismus hinzugeben. Dazu braucht es keinen Mut und wenig Phantasie. Aber in dieser geschundenen Welt auch das andere festzuhalten, die Gnade, die uns geschenkt wird, die Verheißung des Gottesreiches, in dem die Blinden sehen und die Lahmen gehen und niemand mehr das Opfer des anderen werden wird, in dem Wolf und Lamm beieinander wohnen und der Löwe Gras frisst wie das Rind, dazu bedarf es gewiss Mut und Heiligen Trotz. Ein Trotz, der der Gegenwart abspricht, alles zu sein. Vielleicht kommen die Satten, die Unerschütterlichen, die Dickfelligen ganz ohne diese Hoffnungsbilder aus. Alle anderen brauchen sie. Gerade die Geschlagenen, die Verwundeten, die, die sich nicht abfinden können. Gerade sie.

Gott sieht dich. Das Motto dieses Kirchentages ist so ein Wort des heiligen Trotzes. Gegen die Erfahrung, nicht gesehen zu werden, übersehen, missachtet. Gegen die Erfahrung wie unsichtbar zu sein und niemandem aufzufallen, wird uns gesagt: Gott sieht dich. Er sieht dich so wie du bist. Du bist kein Rädchen im Getriebe, du bist nicht austauschbar, und durch nichts und niemanden zu ersetzen. Du bist du. Ganz eigen. Ganz einmalig. Du, mit deinem Lachen und deinen Tränen, mit dem, was dir gelungen ist und dem, woran du gescheitert bist. Mit deiner Liebe und deinem Schmerz. Gott sieht etwas, was du nicht siehst. Im Glanz seines Lichtes liegt dein Leben. Manchmal kannst du es ahnen und möchtest singen vor Glück: Du bist ein Gott, der mich anschaut, du bist die Liebe, die Würde gibt. Gelobt sei Gott, Halleluja. Amen.